

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 70.

Berlin, Sonnabend den 12. Juni

1847.

Aegypten.

Stimmen aus Aegypten über Mehmed Ali.

Fast ein halbes Jahrhundert regiert Mehmed Ali das Reich der Pharaonen, und noch hat sich die Welt kein bestimmtes Urtheil über ihn bilden können. Was die Sprache an Bezeichnung des Größten wie des Niedrigsten besitzt, hat man auf den Pascha von Aegypten angewendet; denn während seine Freunde ihn bis zum Himmel erheben und den größten Männern nicht nur des Jahrhunderts, sondern aller Zeiten beizählen, wird er von seinen Feinden in den Staub herabgezogen und höchstens als ein glücklicher, blutdürstiger Abenteurer bezeichnet. Sicherlich aber wird auf beiden Seiten gesündigt, vielleicht auf der der Freunde am meisten, so daß Mehmed Ali mit Recht sagen könnte: Gott bewahre mich vor meinen Freunden. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß die übertriebenen Lobhudeleien und Panegyriken auf den Napoleon des Orients größtentheils diese feindliche Opposition, welche an ihm auch gar nichts anerkennen will, hervorgerufen hat. Das Schwankende im Urtheile über Mehmed Ali hat seinen Grund besonders darin, daß man unterläßt, den Standpunkt festzustellen, von welchem aus dieser ungewöhnliche Türke beurtheilt werden muß; ferner trug zur Verwirrung die Diplomatie nicht wenig bei, denn je nach ihren Sympathien oder Antipathien, je nachdem sich der Pascha von Aegypten den Intentionen dieses oder jenes Kabinetts geneigt oder abhold zeigte, ließ sie in ihren Organen die Verdienste und Eigenschaften würdigen. In England und Frankreich hat das Urtheil über Mehmed Ali seinen Endpunkt in politischen Gründen; das Geschick beider Länder ist bei den Bestrebungen und der Denkweise Mehmed Ali's nicht wenig betheiligigt. Deutschland, fast gänzlich ausgeschlossen von der Leitung außer-europäischer Zustände, wäre am meisten zu unparteiischer Beurtheilung geeignet, allein die Verwirrung der Ansichten ist bei uns größer als irgendwo. Während unsere Hauptorgane der französischen oder englischen Presse nachbeten, schreiben deutsche Touristen dicke Bücher über Mehmed Ali, in ihrer Beurtheilung desselben nicht von unparteiischer Beobachtung geleitet, sondern freundlich oder feindlich gesinnt, je nachdem ihnen der Pascha bei der üblichen Visite freundlich zugelächelt oder nicht. Von Personen, die auf Kosten des Pascha in Aegypten reisten, wie Semilasso, und die, wie allgemein erzählt wird, aus der Freigebigkeit des Pascha sogar noch andere lukrative Vortheile zogen; von jungen deutschen Professoren, deren schulmeisterliches Herz sich vor Freude und Hochgefühl nicht zu lassen weiß, wenn sie von fürstlichem Auge, sey es in Europa, oder in Asien, oder in Afrika, angelächelt werden, ist abgesehen von ihrer politischen Unfähigkeit, unmöglich ein sicheres Urtheil über eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die Mehmed Ali's, zu erwarten.

Nicht ohne Interesse wird es seyn, aus diesem Chaos widersprechender europäischer Urtheile auch eine Stimme aus Aegypten selbst zu vernehmen. Während meines Aufenthaltes in Kasira lernte ich einen Mann kennen, dessen Urtheil wohl gehört zu werden verdient. Zwar nicht in Aegypten geboren, kam er doch schon in seiner Jugend in dieses Land und hielt sich bis zum gereiften Alter darin auf. Mit der genauesten Kenntniß des Landes, der Sprache, des Charakters und der Sitten des Volks verbindet er ein klares und sicheres Urtheil über Persönlichkeiten. Was er mir in den Unterhaltungen, welche wir fast jeden Abend unter den schattigen Bäumen des Esbekiehplatzes hielten, über Mehmed Ali und seine Familie mittheilte, bestand etwa in Folgendem:

„Keugnen läßt sich nicht, daß Mehmed Ali das Glück, welches ihm fast unausgesetzt lächelte, mit Geschick zu ergreifen und mit Kraft zu benutzen verstand. Jetzt ist er ein kompletter Narr. Durch die ewigen Projekte, die man ihm zuraunte, ist er selbst ein Projektensjäger geworden, im Größten wie im Kleinsten. Bis jetzt wurden alle Kräfte des Landes Projekten geopfert. Unter den Beamten des Pascha ist etwa ein halb Duzend tüchtiger Männer; leider aber sind diese nicht unter den Rathgebern in der nächsten Nähe des Pascha, sondern werden wohlweislich von den Günstlingen fern gehalten. Seine Vertrauten sind einige unwissende, verschämigte Griechen und Armenier, Schacherer und Spekulanten, die den Pascha und das Land betrügen. Finden diese ein Projekt in einem Zeitungs-Artikel, so bringen sie solches, je toller, je besser, sogleich als ihr eigenes vor den Pascha, welcher, da ihm jede höhere Einsicht und Bildung mangelt, alsbald darauf eingeht, es eben so schnell wieder fallen läßt, als er es aufgenommen. Hundert Dinge befiehlt er, und gleich darauf bestraft er diejenigen, welche die Befehle, von denen er nichts mehr weiß, ausgeführt haben. Eine höllische Kunst versteht der Pascha: ist er eines Mannes überdrüssig, so weiß er ihm an seiner verwundbarsten Seite

durch Demüthigung, Verachtung u. solche Streiche beizubringen, daß Alle, die er sich bis jetzt zum Ziel ausersehen, am gebrochenen Herzen oder an Geisteszerrüttung gestorben sind. Die Familie des Pascha, die Großen des Reichs und mit diesen das ganze Land wünschen sehnlichst das Ende des Alten herbei. Die ganze Familie des Pascha hat Anlage zu Irrsinn; in den Köpfen herrscht die Zerrissenheit der Ideen, welche die Engländer durch das Wort cracked bezeichnen.“

Ein anderes Mal begann mein ägyptischer Freund, gleichsam einen Kommentar zu den vorhergehenden Ansichten gebend, die Unterhaltung wie folgt: „Es giebt keinen herzloseren Tyrannen, als Mehmed Ali. Diese Behauptung bekräftigen Millionen, deren Wohlstand er vernichtet hat. Schauen Sie um sich und betrachten Sie das wogende Aegyptenmeer, welches sich im Nilthale ausbreitet. Was erblicken Sie inmitten dieses überschwenglichen Segens? — In Lumpen gehüllte Menschen, in deren Brust der versengende Hauch der Despotie jedweden Keim edlerer Gesinnung zerstörte und die, durch den langen Druck ihrer Tyrannen demoralisirt, in der äußersten Armuth vegetiren. — Das ärmste Volk ist am leichtesten zu regieren. — Im Jahre 1808 befahl Mehmed Ali, den Feddan (Landmaß etwa = 1 Morgen) zu verkleinern, mit Beibehaltung der darauf lassenden Abgaben. Der frühere Feddan, 400 □ Kassab (Ruthen) oder 3929 □ Metres, ist jetzt herabgesetzt auf 333½ □ Kassab oder 4416½ □ Metres, folglich um 1512½ □ Metres verkleinert. Hierdurch wurden die Einkünfte um ¼ vermehrt. Zu gleicher Zeit mußten Abgaben von den Ländereien der Moscheen bezahlt werden, bis er die Länder selbst nahm und den Geistlichen Pension aussetzte, die nicht bezahlt wird. Der fortwährenden Bedrückungen müde, wanderten Viele aus; ihre Besitzungen nahm der Pascha sogleich an sich; den Uebrigen befahl er, ihre Dokumente in Betreff des rechtmäßigen Besitzthums ihrer Ländereien vorzuweisen. Eine deshalb niedergelegte Kommission erklärte die beigebrachten Dokumente sammt und sonders für unzureichend. So fiel das ganze Land dem Pascha zu. Ein allgemeines Murren entstand im Volke; aber darauf war man gefaßt; das Volk wurde durch harte Drohungen eingeschüchtert, und die vornehmsten Scheichs, unter ihnen Saib Omar Makram, dem Mehmed Ali seine Erhöhung zu danken hat, wurden verbannt. (Dieselbe Operation machte schon einmal Joseph mit Aegypten, 1 Mos. 47, 14—26; der Hebräer gab doch noch Getraide für Freiheit und Eigenthum.) Dieser Gewaltthat folgte die Einführung des verderblichen Monopol-systems. Der Pascha, nunmehr Besitzer aller Ländereien, verpachtete dieselben an ihre ehemaligen, rechtmäßigen Herren; der Pachtzins wurde von ihm festgesetzt und die Einwilligung zur Uebernahme des Pachtens erprügelt. Dem neuen Pächter wurde befohlen, welches Quantum von diesem oder jenem Erzeugnisse er zu liefern habe, das dann der Pascha nach selbst gemachten Preisen kaufte, aber anstatt in baarem Geld, nach Abzug des schuldigen Pachtzinses, mit Anweisung auf die Kasse bezahlte; die letztere aber, angewiesen, Geld nur zu empfangen, aber nicht zu geben, zog diese Anweisungen ein und gab dafür andere auf die Fabriken, welche für die Papiere ein äquivalentes Quantum baumwollen Zeug auslieferten, dessen Werth jedoch höher berechnet war, als der Marktpreis besserer ausländischer Waaren. Die Zeit der nächsten Steuern kam herbei; der Bauer, wollte er nicht dem Stocke verfallen, war gezwungen, die erhaltenen Baumwollenzzeuge so bald als möglich loszuschlagen. Dies konnte aber nicht ohne bedeutenden Verlust geschehen, da sich eine Menge Bucherer die Noth der Leute zu Nuzen machten. Konnte ein Bauer das vorgeschriebene Quantum Erzeugnisse nicht liefern, so wurde das fehlende ihm in Rechnung gebracht und ihm noch obendrein, in der Voraussetzung, daß er es unterschlagen habe, eine Dosis Prügel aufgezählt. Wehe dem Bauer, der es wagte, von dem selbst gebauten Getraide auch nur das Geringsste für den Bedarf seines Hauses zu nehmen; Alles mußte abgeliefert werden. Hatte er Getraide nöthig, so stand es ihm frei, für 30 Piafter den Adep, welchen er für 18 hatte abliefern müssen, wieder zu kaufen. So verfuhr man bis 1841 mit dem Fella; nach dem Traktat von 1840 wurde der Handel freigegeben. Darum aber hat sich Nichts geändert, denn nach Abzug der Steuern und Pachtgelder bleibt dem Fella nicht so viel, um für sich und die Seinigen Brod kaufen zu können. Die Hälfte der Bauern in Aegypten hat kein Brod.

„Eine originelle Art indirekter Abgaben sind die Erpressungen der Provinzial-Gouverneure, von deren Schlechtigkeit Mehmed Ali von Haus aus Kenntniß hat, aber sie nicht hindert. Diese Blutsauger müssen sich mit dem Schweisse der Unterthanen. Glaubt der Pascha, daß es der Mühe lohne, den Raub in Empfang zu nehmen, so läßt er die Stunde des Gerichts schlagen. Der gestern noch mächtige Gouverneur liegt heute in Ketten; Beweise seiner Ungerechtigkeiten werden beigebracht; sein erpresstes Vermögen fällt, anstatt

den bestohlenen Bauern erstattet zu werden, in den bodenlosen Säckel Mehmed Ali's, und der Gouverneur wandert in die Gefängnisse von Abukir oder auf die Galeeren. Alle Welt preist diese Akte der Gerechtigkeit, aber kaum ist einige Zeit verflohen, so sieht man den Ergaleerenklaven hoch zu Ross durch die Straßen der Hauptstadt reiten, denn Mehmed Ali hat die Brauchbarkeit des Mannes eingesehen und ihm abermals den lukrativen Posten eines Provinzial-Gouverneurs anvertraut. *)

„Der Pascha hat die Einrichtung getroffen, daß ein Bauer für den anderen zahlen muß, falls einer die Steuern nicht erschwingen kann; eben so haftet Stadt für Stadt und Provinz für Provinz. So von Gewaltthat zu Gewaltthat fortschreitend, hat der Pascha sein hohes Ziel: allgemeine Verarmung, vollkommen erreicht.

„Die Sicherheit, mit welcher man in Aegypten reist, muß anerkannt werden. Sie ist das Resultat der Bemühungen des Pascha; nur durch die grausamsten Mittel konnte er es so weit bringen. Nicht der Tod durch Strang oder Schwert, nicht lebenslängliche Zwangsarbeit machen Eindruck auf das Gemüth des moslemitischen Räubers, ein unerbittliches Fatum herrscht über ihm; nur das Grausen erregende und unerhört schmerzhaft Pfählen ist vermögend, seiner Raubfucht Fesseln anzulegen. Durch die Anwendung dieser Todesstrafe ist die Sicherheit so weit gelungen, daß man jetzt vom Mittelmeer bis Suban ungefährdet reisen kann.“

Ueber Bogos Bey, den so berühmten Premier-Minister Mehmed Ali's, mit welchem mein ägyptischer Freund in nahen Verhältnissen gestanden und den er ganz genau kennen mußte, fällt er dieses Urtheil: „Bogos Bey war die vollendetste Kreatur Mehmed Ali's; er lebte und starb nur für Einen Gedanken, für Mehmed Ali. Der Vortheil dieses Mannes war sein Gott und sein Heiland: diesem zu fröhnen und zu opfern, scheute er kein Mittel. Freundlich gegen Jedermann, betrog er Jedermann. An diplomatischen Ränken thaten es ihm die größten Meister in Europa nicht zuvor; die Herren Konsuln, die er so oft hinter's Licht führte, wissen am besten davon zu erzählen. Armenier, wußte er durch sein gewandtes rücksichtsvolles Benehmen selbst die stolzen Türken zu gewinnen. Wer etwas befaß, dem nahm er es mit List oder Gewalt und wendete es dem Säckel des Pascha zu. Dabei vergaß er sich nicht: er ist sehr reich gewesen. Er starb an Vernachlässigung, die er vom Pascha erfuhr.“

Auch mit den übrigen Einrichtungen und Schöpfungen des Pascha war mein Freund sehr vertraut; nur einige seiner Bemerkungen mögen hier Platz finden: „Dem Pascha wurde es mit seinem gesunden Verstande bald klar, welche Ueberlegenheit ihm eine nach europäischem Systeme eingerichtete Armee über die Fürsten des Orients geben mußte, und er beschloß, eine solche zu schaffen. Tausend und aber Tausende von armen Regern wurden zu Tode erexzirt. Die europäischen Instrueteurs und Aerzte, die er sich kommen ließ, kosteten enorme Summen. Um diese kostspieligen Fremden nicht lange nöthig zu haben, gründete er Schulen, aus denen er bald einheimische Offiziere und Aerzte zu erhalten hoffte. Eben so wurden Fabriken angelegt, um selbst das Material zu gewinnen, welches zur Bekleidung und Bewaffnung der Armee aus Europa bezogen werden mußte. Dies der Grund der gepriesenen und jetzt zum großen Theil wieder verfallenen Institutionen des großen Mannes. Die Baumwollenspinnerei in Beni-Suef ist erbärmlich gehalten und ihrem Verfall nahe. In den Dörfern Melauwi und Radamon hat Ibrahim Pascha Zuder- und Rumfabriken, die von Engländern geleitet werden. Der Boden rings umher ist an Fellahs verpachtet, die ihn mit Zuderrohr bebauen müssen. Der gewonnene Rohzuder muß nach einem vom Pascha selbst bestimmten Preise an die Fabriken abgeliefert werden. Trotzdem kommt der Zuder wegen der bedeutenden Kosten der europäischen Arbeiter sehr hoch zu stehen. Die Fabriken würden schon längst in Verfall gerathen seyn, wenn nicht ihr Eigenthümer die Mittel in den Händen hätte, den Absatz seiner Waaren zu sichern. Sobald nämlich ein bedeutendes Quantum Zuder und Sirup in den Magazinen in Kahira aufgehäuft ist, werden alle mit diesen Artikeln handelnden Araber und Kopten gerufen und einem jeden derselben, mag er wollen oder nicht, ein bestimmtes Quantum zugemessen, das er nach einer bestimmten Frist bezahlen muß. Neben dem Dorfe Taro wird in einem großen Gebäude der arabischen Jugend Artilleriewissenschaft eingebläut. Gebäude und Unterricht sinken sichtbar in ihr altes Nichts zurück. So lange General Seguera die Anstalt dirigierte, ging es noch leidlich; seitdem aber einem unwissenden Italiäner, der als Koch eines Kaufmanns nach Aegypten kam, darauf Marqueur in einem Kaffeehause war, die Leitung übertragen worden, ist auch der letzte Schein von einem Resultate verschwunden. Die Musikschule ist bereits eines sanften Todes verstorben; der weiland Direktor dieses Kunst-Instituts, ein ehemaliger hannoverscher Trompeter, ist allein in Giseh noch übrig; seine ganze Wirksamkeit beschränkt sich darauf, wöchentlich ein- oder zweimal in Kahira eine tüchtige Ladung Schnaps zu sich zu nehmen. Eben so ist das nützlichste aller Institute, die Handwerkschule, aufgehoben worden. Der Gründer und Direktor derselben war Hakim-Bey, ein Armenier, welcher dieser Anstalt, deren Nützlichkeit er einsah, fortwährend seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Nicht kriechend genug vor den Favoriten Mehmed Ali's, waren diese ihm natürlich feindlich gesinnt, und da die Aufhebung der Schule diesen Mann am empfindlichsten berühren mußte, wurde dieselbe beschloffen. Nachdem man den Bey nach Ober-Aegypten entfernt hatte, machte man den Pascha auf das kostspielige der Anstalt aufmerksam. Eine Kommission wurde zur Untersuchung niedergesetzt. Das Resultat

*) Große und kleine Truppen bleiben sich doch auf ein Haar. Dasselbe Manöver sah ich häufig von dem so gepriesenen Fürsten Milosh in Serbien praktiziert, und zwar mit solchem Erfolge, daß dieser ehemalige Schweinehirt jetzt zu den reichsten Particuliers in Wien gezählt wird.

lautete: „es verlohne sich der Mühe nicht, die Schule länger bestehen zu lassen.“ In einer zweiten Sitzung, welcher Ibrahim Pascha präsidirte, wurde die Aufhebung decretirt. „Was machen wir mit einer Schule“, rief der Pascha, „welche bisher nur Geld gekostet und noch keinen Para eingebracht hat?“ Dieser kleinliche Krämergeist wohnt der ganzen Dynastie inne.

„In Siut, nächst Kahira und Alexandrien die größte und wichtigste Stadt Aegyptens, in reizender Gegend, mündet die große Karawanenstraße von Darfur, welche sich von dort aus nach Burnu, Baghermech, Borgu und anderen und noch unbekanntem Ländern Mittel-Afrika's verzweigt. Welcher Entwicklung wäre der Verkehr mit diesen Gegenden fähig, wenn man nur das Geringste thäte, denselben zu begünstigen, oder ihn wenigstens nicht durch immer neue Auflagen erschwerte. Ungeachtet der Hindernisse, welche dem Verkehr entgegenstehen, erscheint dennoch jährlich eine Karawane, die die Erzeugnisse Sudans: Gold, Elfenbein, Straußfedern, Gummi, Tamarinden und — Sklaven bringt. Die Versprechungen, welche Mehmed Ali der Anti-Slavery-Society machte, hat er nicht erfüllt. Im Gegentheil wußte er das menschenfreundliche Verlangen der Gesellschaft trefflich zu benutzen, seine Revenuen zu vermehren; denn unter dem Vorwande, den Sklavenhandel zu erschweren, erhöhte er den bestehenden Eingangszoll von 150 Piaster auf 750 für den Kopf. Es wird natürlich noch dieselbe Anzahl eingeführt, wie früher; nichts hat sich geändert, als der Preis. Trieb doch selbst ein Franzose, früher Offizier und Ritter der Ehrenlegion, Namens Baifföre, den Sklavenhandel und steckte auf seinem Sklavenschiffe die französische Flagge auf, um vor etwaigen Verationen der ägyptischen Beamten sicher zu seyn! Ein noch elenderes Individuum ist ein Italiäner, Namens Landrini, Regimentsarzt im Dienste Mehmed Ali's. Dieses Scheusal begnügte sich nicht, den gewöhnlichen Menschenhandel zu treiben, sondern wandte seine chirurgischen Fertigkeiten dazu an, Hunderte von Knaben zu entmannen, um sie als Eunuchen theuer zu verkaufen.“

Unsere Unterhaltung schloß mit diesem Resultat: Alles zittert vor Ibrahim Pascha: seine Grausamkeit, die vor Nichts erschrickt, ist bekant. Niemand, selbst die Pforte nicht, wird ihm die Nachfolge Mehmed Ali's freitig machen. Aber das Geschick des Landes hängt von seiner Laune ab, d. h. es kann besser werden, denn an Verstand fehlt es ihm nicht, ja in Vielem sieht er besser als Mehmed Ali; hat er aber schlechte Laune, so kann es sich sehr verschlimmern. Doch braucht man sich weder der Hoffnung zu sehr hinzugeben, noch sich mit Furcht zu quälen. Die albanesische Race, welcher die Familie Mehmed Ali's angehört, kommt in Aegypten nicht fort; sichtbar geht die ganze Dynastie ihrer Auflösung entgegen. Außer Ibrahim Pascha ist von den sämmtlichen Söhnen und Enkeln des Vicekönigs nichts zu erwarten. So wird es nicht ausbleiben, daß in wenig Jahren Aegypten eine europäische Provinz wird, oder ein türkischer Pascha, wie vor Mehmed Ali, hier regiert.

Dresden.

Dr. Ph. Gerber.

Dänemark.

Das Verhältniß der Nordischen Mythologie zur Orientalischen und Griechischen.

(Schluß.)

In diesen drei Phasen entwickelt sich also der Mythizismus als eine nothwendige Form des Geistes in der ersten Epoche des Bewußtseyns, im Stadium der Unmittelbarkeit. Hieraus ergiebt sich aber auch, wie einseitig eine bloß religiöse Auffassungsweise des Mythizismus ist, und die Willkür, ihn zum ganzen religiösen Geistesleben auszudehnen; denn das mythische Element ist nicht dem Geiste, als solchem, durchaus entsprechend, es verhält sich zu ihm, wie die Puppe zum Schmetterling, welche er abwirft, sobald der Augenblick der Metamorphose gekommen ist. So liegen auch die Grundkräfte der Menschenseele im Gewande des Mythizismus. Das Bild war der Spiegel, in welchem der Geist die Wahrheit schaute, während das Herz anbetete. Man kann sagen, daß es das Gepräge des mythischen Zeitalters war, die Wahrheit durch die Phantasie zu suchen und durch sie versöhnt zu werden; die Seele fühlte und glaubte, aber nur was die Phantasie ihr vormalte; sie betete an, aber nur mit der Lippe der Phantasie; sie dachte, aber ihr Gedanke war ein Morgentraum in der Wiege der Phantasie. Gerade die Formen sind es nämlich, welche die Seele zuerst auffassen muß, bevor sie in das Wesen einbringen kann, nur durch diese, als die Abbilder des Lebens, begreift sie die Wahrheit; oder wie Schiller in den „Künstlern“ sagt:

Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.

Aber allmählig hatten sie Kräfte eingefogen; die Umbüllung ward gesprengt, und während die Phantasie befreit wurde, zog der Glaube still in die Tempel ein; und während die Intelligenz die Tiefen des Daseyns, das Gewand, welches sie gebar, durchforschte, mußte die Phantasie auch die Kunst und zwar vor allen die Dichtkunst gebären, und aus der natürlichen Poesie ward eine Kunstpoesie: der Glaube erzeugte bestimmte theosophische Religionslehren, und die Intelligenz brachte die Wissenschaften und zwar zunächst die historische und philosophische hervor.

Fassen wir jetzt den Begriff des Mythizismus in seiner Einheit auf und fragen so nach seiner historischen Entwicklung, so wird es klar werden, daß diese mit der weltgeschichtlichen Entwicklung des Geistes überhaupt zusammenfällt. — Man hat eine Sage, den Wiederhall einer alten Mythe, daß jede Blume in ihrem Kelche ein bewußtes Wesen verberge, einen Elf, der mit der Pflanze erschaffen wird, aber schlummernd darin liegt, bis sich die Blume entfaltet und mit dem Wachsthum der Pflanze wächst auch der schlummernde Elf. In dem Augen-

blüthe, wo sich der Kelch öffnet, erwacht der Elf zum Leben; aber obchon ihm seine Schmetterlingsflügel völlige Freiheit zu geben scheinen, ist er dennoch an die Blume gebunden; weilt die Blume dahin, so stirbt auch der glückliche Elf, ihr Todesseufzer ist sein erster Seufzer. Ein schönes Sinnbild von dem Verhalten des bewußten Geistes zur Natur. Der Geist, die feinste Blüthe der Natur, hat als solche objektive Existenz, aber er hat zugleich das Bewußtseyn und ist hierdurch gänzlich der Natur entgegengesetzt: er ist bewußtes Ich, ein Subjekt. Aber die Subjektivität ist zunächst ein bloßes Vermögen ohne Befüßergriffung ihrer selbst, ohne Wirksamkeit, sie lebt, aber schlummernd — wie der Elf in dem Blumenkelch, und ist somit mit der Natur in unmittelbarer Einheit: Brahma, der auf dem Lotosblatte schläft. Auf diesem ihrem ersten Standpunkt, in ihrer unmittelbaren Natürlichkeit ist die Menschenseele also substanzial. In Rücksicht auf den Mythizismus sind die Gegenstände für ihren Glauben hier die Kräfte der Natur und Phänomene, und gerade weil die Menschenseele sich hier in jenem substanzialen Einheitsverhältnis befindet, wird ihr Glaube an die verschiedenen Götter sich endlich entfalten zu einem Gotte, welcher in den vielen Formen verkörpert (inlarnirt) ist. Der Mythentkreis, der auf dieser Basis entstanden, ist der indische, und wir haben hierin eine Befräftigung der Vermuthung, daß Indien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Der indische Mythizismus ist daher als substanzialer Polytheismus zu fassen.

Auf diesem Standpunkt der Substanzialität hat sich indessen der Geist noch nicht zum freien Geist gesammelt; indem er sich über denselben erhebt und in eine neue Sphäre eintritt, findet er sich als freies Subjekt, als selbständiger, freivolender Geist gegenüber der Natur und ihrer Nothwendigkeit. Das große Eine, das Brahma, oder auch, als pantheistisches Subjekt gefaßt: der Brahma, wird dadurch zu einem einfachen Wesen herabgesetzt und nimmt wie Pan den Platz eines einfachen Individuums im Daseyn ein, während Zeus, der Menschengestalt in seiner ewigen Göttlichkeit, auf den Sitz des obersten Gottes erhöht wird. Diesen Mythentkreis finden wir bei den alten Griechen vor, und der griechische Mythizismus ist also als subjektiver Polytheismus zu charakterisiren. Die Wahrheit des Gracismus liegt also in der Erkenntniß von der Göttlichkeit des subjektiven Geistes. — Unser Verfasser, dem wir bis hierher ziemlich treu gefolgt, nur daß wir seine häufig zu abstrakten Ausdrücke und Vorstellungen bestimmter und einfacher wiederzugeben bemüht waren, protestirt hier dagegen, daß man den Gracismus als die Religion der Schönheit bezeichnet habe, indem er entgegnet, daß dieselbe als Religion keinesweges schöner als die anderen mythischen Religionen sey, da sie die Bildformen alle gemeinschaftlich haben, und daß für soweit, als der Ausdruck „die Religion der Schönheit“ die Vorstellung enthalte, daß die Griechen die Schönheit vergötterten, er doch cum grano salis zu verstehen sey, weil sie die Schönheit zwar mit Begeisterung liebten, aber nicht mehr als z. B. die Gothen. Als Religion der Schönheit, meint der Verfasser, müßte der Gracismus die Vergötterung der sinnlichen Formen seyn, dies sey er aber nicht. Es liegt in dieser Auffassung des Gracismus ein offenes Mißverstehen dessen, was Schönheit ist, zum Grunde. Schönheit, ganz allgemein gefaßt, ist nichts Anderes als vollkommene Einheit von Inhalt und Form, von Geist und Natur, es ist die zu Fleisch und Blut gewordene Idee der Wahrheit. Eben darin liegt aber gerade die Nothwendigkeit, daß der Gracismus die schöne Mitte zwischen dem indischen und gothischen Mythizismus einnimmt, weil er sich gegen jenen durch höhere Geistigkeit, gegen diesen durch die tiefere Natürlichkeit abgränzt. Sowohl der indische als der gothische Mythizismus war abstrakt, d. h. in dem ersten wurde der Geist der Natur, in dem zweiten die Natur dem Geiste geopfert, jener war zu sinnlich körperlich, dieser zu abstrakt verständig; im Griechenthum kamen beide, Geist mit Natur, zu ihrem Rechte, Eines war nur durch das Andere, das Natürliche trug überall den Stempel des Geistes an der Stirn, und das Geistige kleidete sich überall in die warme lebensfrische Natur. Darum ist die Folgerung, daß als Religion der Schönheit der Gracismus die Vergötterung der sinnlichen Formen seyn mußte, nur halb wahr, weil er eben so auch die Versinnlichung des göttlichen Inhalts war; aber nur in dieser Einheit beider Richtungen liegt die ganze Wahrheit, d. h. die ganze Schönheit des Griechenthums. Was der Verfasser über den gothischen Mythizismus sagt, ist auch, wie man aus Obigem schon schließen kann, nicht richtig. Daß die Gothen einen höhern Beruf hatten, als die Griechen, kann insofern zugegeben werden, als der Gothizismus den Geist von der Natur befreien wollte, wodurch er zum Gegensatz des irdischen Lebens wurde. Denn im Orientalismus überhaupt war die Geistigkeit nur ein Moment der Natürlichkeit, im Gothizismus wurde umgekehrt die Natürlichkeit zu einem Moment der Geistigkeit herabgesetzt; aber eben damit war auch die schöne Mitte des Gracismus, in welchem so Geist wie Natur durchaus koordinirt und in ihrer Koordination Eins sind, verlassen. Darum läßt der gothische Mythentkreis die Phantasie kalt; und man kann sagen, daß, wenn uns aus diesem die Kälte des Verstandes, aus dem orientalischen die Schwüle der Sinnlichkeit unangenehm berührt, das Griechenthum in seiner Totalität uns mit der Wärme der schönen Einheit von Verstand und Sinnlichkeit, von Geist und Natur anweht. Sowohl Orientalen wie Gothen sind deshalb Fanatiker des Glaubens, jene des sinnlichen, diese des verständigen, und bei ihnen findet daher auch ein Unterschied zwischen der Idealität des Götterthums und der Realität des Menschenthums statt; Gegensätze, welche den heiteren Griechen völlig fremd waren.

Doch kehren wir nun zum Verfasser zurück. Nachdem so die religiöse Idee das ganze endliche Daseyn durchlaufen hatte, hatte der Mythizismus seine Rolle ausgespielt; die religiöse Idee mußte aber nothwendig über das endliche Daseyn hinausgehen und Gott außerhalb desselben suchen, da er nicht

mehr innerhalb desselben gefunden werden konnte. Dies war aber in mythischer Form nicht mehr möglich, weil der Mythizismus wesentlich von der Voraussetzung eines Gottes in der Natur, nicht außerhalb und über derselben, ausgeht. Mit dem Beginn des Monotheismus hört der Mythizismus auf. Es ergiebt sich hieraus, daß die drei Hauptmythologien, die indische, griechische und gothische, drei Phasen in der pantheistischen Sphäre der religiösen Ideen bezeichnen, daß es also auf einem vollkommenen Mißverständnis vom Wesen des Mythizismus beruht, alle Mythentkreise zu einer bei allen Völkern gleichen Naturvergötterung auszugleichen zu wollen. Im Gegentheil! Brahma ist das Symbol von dem substanzialen Naturgeist, Zeus von dem subjektiven Bewußtseyn, Odin von der Weltgeschichte (1), d. h. von dem Geist des Menschengeschlechts (aber vom nur verständigen, reflektirenden).

Man muß indessen nicht glauben, daß, weil der Mythizismus sich vollständig realisiert hat, er zu seyn aufhört, woraus folgen würde, daß er erst bei den Griechen begann, als er im Orient aufhörte, und daß der Monotheismus sich nicht eher ausbildete, als bis die Zeit des mythischen Pantheismus überhaupt verfloßen war. Vielmehr, während der Mythizismus im Orient noch in voller Blüthe stand, war aller Monotheismus, der nicht mythisch ist, in voller Kraft mitten unter den pantheistischen Religionen und auf allen Seiten von ihnen umringt. Dies wird weniger auffallend seyn, wenn wir bedenken, daß in jedem mythischen Pantheismus eine Spur, gleichsam ein Ansatz zum Monotheismus ist. Denn in den vielen Göttern ist doch etwas Grundgöttliches, was sie zu Gottheiten macht, und das sie also gemeinschaftlich haben. Je mehr nun einerseits die Unterschiede hervortreten, desto mehr werden die Götter begränzt und endlich, aber desto freier wird andererseits auch jenes Grundgöttliche, bis jene Begränzung des Unterschiedenen bis zur völligen Berendlichung menschlicher Existenz fortgeht und die Göttergestalten als historische Personen nur die Glorie des Heroismus übrig behalten. Deshalb wurde Zeus König auf Kreta und Odin König in Schweden u. s. f. Zugleich rückt das monotheistische Prinzip höher hinauf, bis es das allein Herrschende, zum Einen Gotte wird. Deshalb muß jeder Mythizismus zuletzt als Monotheismus enden: der indische mit der philosophischen Lehre von Brahma als dem substanzialen Lebensprinzip der Welt, der griechische faktisch mit dem subjektiven Dämon des Sokrates, der gothische mit Zimbaltyr, Alwaxer in Gimla, dem Gott des Friedens, der die Geister richtet. Auch in diesem Ende liegt der Unterschied der Mythologien selbst klar und ausgedrückt, und man wird leicht erkennen, daß, weil der gothische Mythizismus selbst schon das Prinzip des verständigen Bewußtseyns, der subjektiven Realität (ein Gegensatz der subjektiven Idealität des Griechenthums) in sich trug, er eben darum den Uebergang zur rein monotheistischen Sphäre des Christenthums bildet. Aber die erste Form, in der sich der Monotheismus verwirklicht, ist nicht das Christenthum, sondern diejenige, worin die Gottheit im Gegensatz zur Welt als ein absolut-jenseitiges Wesen, welches von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Anfang und Ende betrachtet wird. Diese Gottheit ist Jehova; er ist seine eigene Voraussetzung und seine eigene Bestimmung. So ist der Hebraismus die erste Form, unter der die religiöse Idee in der monotheistischen Sphäre sich offenbart.

Nachdem so der Verfasser die Phasen des Mythizismus als bestimmte Entwicklungsstufen des weltgeschichtlichen Menschengeistes durchgegangen ist, kommt er wieder auf die nothwendigen Stufen innerhalb der einzelnen mythologischen Systeme zurück, welche er als symbolische, heroische und allegorische Mythen unterscheidet. Hiermit schließt die Einleitung und es beginnt nun die Betrachtung des gothischen Mythizismus, worin die in der Einleitung auseinandergesetzten Prinzipien zur speziellen Anwendung kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser sich hierin als ein Denker im wahren Sinne des Wortes zeigt, obwohl es zuweilen scheinen kann, als ob er der den Mythen selbst angehörigen Unbefangenheit und Raubetät zuweilen Gewalt anthut. Seine „Mythologie des Nordens“ wird somit zu einer Art von Philosophie der nordischen Mythologie. Wenn wir bei der vollen Anerkennung, die wir diesem Versuche zollen müssen, einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es nur der, daß der Verfasser sich mehr auf den objektiven Stoff der Mythen selbst eingelassen, statt, wie er es gethan, dieselben nur Stück- oder vielmehr ruckweise wiederzugeben. Offenbar kam es ihm mehr auf die Erklärung des philosophischen Inhalts der Mythen selbst, als auf die poetische Form derselben an, wodurch die letztere häufig unklar und zerrissen erscheint. — Die deutsche Uebersetzung ist bis auf kleine Einzelheiten im Ausdruck, besonders in Rücksicht auf die philosophische Terminologie, die allzu sehr einem bestimmten Schematismus folgt, wohl gelungen und verräth einen lobenswerthen Fleiß und wahres Interesse an der Sache. Sr.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Es war das nur eine Reform; wahrhafte Revolutionen erfolgten — meist in den ersten sechs Monaten d. J. 1831 — in Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg und Luzern; zugleich erlitten die Verfassungen von Waadt, Schaffhausen, St. Gallen und Thurgau wesentliche Modificationen. Dieser Wechsel in der Form der Regierung ging überall mit einer gewissen Gleichförmigkeit vor sich. Das Volk griff an irgend einem von der Hauptstadt des Kantons entlegenen Orte zu den Waffen, in den kleinen, auf die Hauptstädte eifersüchtigen Städten wurden Freischaaaren gebildet, die auf ihrem Marsche eine durchaus militärische Disziplin beobachteten; die konstituirten Be-

hören, durch ihre Furcht vor dem Landvolk und durch die Apathie der Bürger gelähmt, begaben sich ihrer Functionen, um provisorischen Verwaltungen Platz zu machen, und die Massen schrieben als allgemeine Regel für die Abfassung der neuen Grundgesetze die Aufhebung jedes an Geburt oder Lokalität geknüpften Vorrechtes — wie dergleichen bisher in Hinsicht der Patriaziate und der ehemals souverainen Ortsgemeinden bestanden — vor.

Während dies in den alten Kantonen vorging, suchte die Genfer Regierung durch einige Konzessionen, zu welchen sie sich gegen Ende des J. 1830 herbeiliess, und die hauptsächlich in einer Herabsetzung des Wähler-Census bestanden, dem Sturme zuvorzukommen. Eine 1831 in Neuchâtel ausbrechende Insurrection wurde ohne Mühe von der Bürgerschaft der Hauptstadt unterdrückt, aber ein ersterer Kampf, der auch die friedlichen Thäler von Schwyz in Flammen setzen zu wollen schien, entstand in Basel. Hier begehrte das Landvolk mit den Waffen in der Hand gleiche politische Rechte mit den Bürgern der Stadt, die ihrerseits auf der absoluten Beibehaltung der städtischen Regierung bestanden. Es schien bei Präntensionen, die einander so schroff entgegengesetzt waren, nichts Anderes übrig zu bleiben, als eine Trennung der beiderseitigen Territorien, die dann auch durch die Tagsatzung im J. 1832 ausgesprochen, allein erst im J. 1833, und zwar nach einem blutigen Kampfe, vollzogen ward. Basel wurde auf sein Reichthum beschränkt, während der Rest des alten Kantons von nun an den halben Kanton Basel-Landschaft, dessen Hauptstadt Liestal wurde, bildete. Die dem alten Kanton auf der Tagsatzung zustehende Stimme war auf diese Weise durch den unvermeidlichen Antagonismus zwischen Basel-Stadt und Basel-Landschaft annullirt, da jene Stimme zwischen beiden getheilt worden war. Doch beschloß die Tagsatzung, die bald die üblen Folgen dieser Trennung zu empfinden hatte, dergleichen Theilungen in Zukunft nicht mehr zu dekretiren, wie sie denn auch durch bewaffnetes Einschreiten die sich im Kanton Schwyz bekämpfenden Factionen zur Ruhe brachte. Auch in Schwyz indessen mußte die Verfassung reformirt und eine allgemeine Rechtsgleichheit anerkannt werden (30. Okt. 1833).

So war das aristokratische Prinzip aus allen geschriebenen Verfassungen verschwunden und selbst in den Kantonen, die keine Revolution erschüttert hatte, war es gefallen. Im Fürstenthum Neuchâtel wurden die letzten Ueberbleibsel gutsherrlicher Rechte aufgehoben; in Graubünden erhielt das Landvolk Zutritt zu sämtlichen Aemtern, in der Waadt saß kein Mitglied des alten Adels mehr im Rath, in Genf traten neue Namen an die Spitze der Geschäfte. Indessen fanden die ehrgeizigen Mebejer, welche in den großen Kantonen zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangt waren, die Rolle, die sie spielten, für sich zu klein und sahen mit Misgunst, wie auf der Tagsatzung die Anträge, die sie bevormundeten, systematisch durch die von den kleinen Kantonen gebildete Majorität verworfen wurden. Um sich selber einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen, um der Schweiz einen Anstoß zu geben, der sie fähig mache, einzugreifen in die europäischen Angelegenheiten, war vor allen Dingen eine Modification des Bundesvertrages erforderlich. Dieselben Kantone, in denen der Geist der Revolution seine ganze Kraft entwickelt hatte, kamen überein, eine solche Modification zu fordern, wobei Bern, wie man sich denken kann, an der Spitze stand, während Zürich und Luzern mehr Zurückhaltung bewiesen. Ueber religiöse Differenzen sahen diejenigen, die den Antrag begünstigten, hinweg; man hatte damals nur die politischen Interessen im Auge.

Das Hauptargument der Gegner des bestehenden Vertrages war aus der großen Ungleichheit der politischen Rechte hergeleitet, welche derselbe im höchsten Maße der Nation sanctionirt. In der That besitzt der größte Kanton keinen größeren Umfang von Rechten als der kleinste, und Uri's 12,000 Hirten z. B. gelten ganz dasselbe, was die reiche und kultivirte Bevölkerung Zürichs gilt. Außerdem wurde Klage darüber geführt, daß die alle 2 Jahre in andere Hände übergehende Leitung der Geschäfte die Schweiz zu einem periodischen Schwanken, das ihrer Politik alle Entschiedenheit raubte, nöthige. Man wies endlich auf den Mangel stehender Truppen hin — ein Mangel, der die Tagsatzung zwingt, sobald in einem Kanton Unruhen ausbrechen oder er sich widerspenstig zeige; zu den Milizen anderer Kantone ihre Zuflucht zu nehmen, dergestalt, daß, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, nichts übrig bleibe, als ihn zu organisiren. Ein Hauptmotive der Unzufriedenheit jedoch, welches aber noch verschwiegen wurde, bestand darin, daß, während eine Einheit des Staates einflußreiche und lukrative Stellungen verhiess, zwanzig Staaten mittelmäßigen Umfangs keine andere Lozung bieten konnten, als den Gewinn einer Achtung, die aber keinen Ruhm gewährte, ein bescheidenes Auskommen und eine die Selbstverleugnung in Anspruch nehmende Geschäftslast.

Die Vertheidiger des Vertrages entgegneten, daß, da die Kantone von ihrem Entstehen an souverain gewesen, sich keiner von ihnen dazu verstehen könne, Gesetze von seinen Nachbarn, wie groß deren materielle und intellektuelle Ueberlegenheit auch sey, anzunehmen. Der Vertrag habe das wesentliche Verdienst, die kantonale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten und den Fortschritten in deren Innerem nicht im Wege zu stehen. Die gemeinsame Vertheidigung gegen äußere Gefahren sey durch ihn sicher gestellt, ja, je weniger Gelegenheit die Schweiz gäbe, von ihrer Neutralität abzugehen, um so mehr sey ihren wahrhaften Interessen genügt. Eine glückliche und keinesweges ruhmlose Vergangenheit endlich, in der diese Grundsätze befolgt worden seyen, verleihe ihnen ein nicht gering zu schätzendes Gewicht.

Ungeachtet dieser, von den Urkantonen sehr energisch geltend gemachten Erwägungen, war das Bedürfnis einer Durchsicht des Vertrages so fühlbar

geworden, daß die Tagsatzung sie (Juli 1838) im Prinzip — und zwar mit 16 gegen 3 Stimmen dekretirte. Allein als der zur Revision der Verfassung niedergesetzte Ausschuss in der außerordentlichen, am Ende desselben Jahres nach Luzern berufenen Tagsatzung seinen Bericht abstattete, hatten sich die verschiedenen Fractionen der Opposition mittlerweile geeinigt, und der Entwurf fand einen solchen Widerstand, daß jede Hoffnung, zu einer friedlichen Lösung der Frage zu gelangen, aufgegeben und das Projekt, der Schweiz eine — in ihren Hauptzügen — der Constitution der Vereinigten Staaten von Nordamerika ähnliche Verfassung zu ertheilen, als definitiv beseitigt betrachtet werden mußte. Es waren nicht allein Genf, Valais, Neuchâtel, Basel, die sich aus verschiedenen Gründen gegen dieselbe erklärten, sondern auch die absoluten Demokraten oder Radikalen, die in dem Luzerner Entwürfe zu viel Rücksicht genommen fanden auf bestehende Rechte und auf die Vergangenheit, ließen ihre Repräsentanten gegen denselben stimmen.

Als es entschieden war, daß, wenigstens auf friedlichem Wege, keine Modification des Bundesvertrages zu erreichen war, suchten sich die Leidenschaften, die in der Schweiz gährten, andere Auswege; sie warfen sich von neuem auf die Prüfung der kantonalen Verfassungen, auf die Diskussion der auswärtigen Angelegenheiten, besonders aber auf die Erörterung der religiösen Fragen. Eine Intoleranz, wie sie seit langem sich nicht gezeigt, machte sich bei dieser letzteren bemerkbar und führte zu einer Reihe neuer Verwicklungen, die ernsthafter waren als irgend eine derjenigen, mit denen die Schweiz bis dahin zu thun gehabt. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— School for Scandal in Madrid. Die verschiedenen in der spanischen Hauptstadt die Kunde machenden Gerüchte über das häusliche Leben der Königin Isabella mögen sämtlich unwahr oder wenigstens zwanzigfach übertrieben seyn; doch, unwahr oder übertrieben, so reichen sie doch hin, das spanische Volk aufs neue in Blut und Feuer zu stürzen, reichen jedenfalls hin, die Königswürde in Spanien in den Staub zu ziehen. Welche Trostlosigkeit für die Moral eines Volkes, welche Herabwürdigung menschlicher Größe, wenn man einen Blick auf das Buch der Geschichte des spanischen Hofes wirft! Es muß wahrlich kein herzerhebendes Gefühl für Ludwig Philipp seyn, die Erfolge seiner Heirathsstiftung in Madrid dahin ausschlagen zu sehen; es muß noch weniger herzerhebend für seinen Sully seyn, jetzt von der Schadenfreude und dem Hohngelächter Palmerston's heimgesucht zu werden, jetzt, wo ein großer Theil seiner Majoritätsherren ihn preisgiebt, der Majoritätsherren, deren „fortune“ er gemacht! Doch wir wenden den ernstlichen Blick von dem Bilde der Verderbtheit weg, um die Worte des Corsaire-Diable zu hören, der in seiner Weise die spanischen Ereignisse behandelt:

„Hätten wir Talent im Wortspiele, so würden wir wünschen, der französische und nicht der englische Gesandte in Madrid hiesse Bulwer, denn er hat das Glück des Landes Spanien und die Achtung der Welt für Frankreich pulverisirt (bouleversé). Unser jetziger Vertreter wird wohl seinen deutschen Namen „Glücksberg“ nicht in Mont de bonheur oder Mont de succès, sondern in Mont de fortune (Anspielung auf Gutgot's neue Worte) überlegen müssen. Während aber unser Gesandte im Palaste nur Trauerspiele zu sehen bekommt, scheint sich der Engländer das Lustspiel School for Scandal gefallen zu lassen, das hier mit Folianten von Roten erscheint. . . . Man weiß, daß ein Maler das Königspaar als Sonne und Mond dargestellt hat, weil, wie bekannt, das eine Gestirn zu Bette geht, wenn das andere sich erhebt, aber die Königin läßt den Maler als Vasquillanten auffuchen, um ihn zu bestrafen, da sie dem spanischen Sprachgebrauch nach als die Mond (la luna) ihr Licht von der Sonne (el sol) empfängt, was sie in ihrem Falle für schändliche Lüge erklärt. . . . Indessen sind auch die Eheleute nicht immer unter einem Dache, so wechseln sie doch recht artige Briefe, und es liegt uns ein Theil ihrer Korrespondenz vor, der sich auf die Ernennung des Oberbefehlshabers des spanischen Interventions-Heeres in Portugal bezieht. Man weiß, die Königin hat den General Concha dazu ernannt, der aber ein Freund der Königin Christina und des Königs Francisco ist, dem er gerade bei den jetzigen Wirren unentbehrlich ist. Don Francisco schreibt daher an Donna Isabel wie folgt: „Sie haben, meine Königin, den werthesten Freund und Rathgeber aus meiner Nähe gerufen und ihm einen ehrenvollen Platz angewiesen, wahrscheinlich, damit zugleich mir eine hohe Gunst erwiesen werde, indem Er. Majestät meinem lieben Freunde die Gelegenheit bieten, sich neue Lorbeeren zu erwerben. Ich empfangen diese Gunst mit um so größerer Dankbarkeit, weil ich weiß, wie gern Sie einen anderen General dahin geschickt hätten, theils um ihn aus Madrid zu entfernen, theils um ein Gewebe von schändlichen Sagen, das sich um Ihren Ruf gesponnen, mit kräftiger Hand zu zerreißen. Nur aus Huld für Ihren Gemahl und Diener haben Sie Concha zur Armee geschickt und Serrano zurückgehalten.“ Darauf antwortete Isabella lakonisch: „Ich habe Serrano nicht zum Oberbefehl berufen, weil er noch keine Beweise von militärischem Genie gegeben hat.“ Darauf Don Francisco: „Die Welt weiß von den Siegen und Eroberungen des Generals Serrano viel zu erzählen, und zwar siegt er nicht bloß über Gefindel, nein, Königinnen schmücken seinen Triumphwagen.“ Darauf Isabella lakonisch: „Serrano's Siege und Eroberungen weiß ich nach Verdienst zu würdigen; sie bringen ihm durchaus keine Lorbeeren, denn — der Feind hat dabei sehr geringen Widerstand geleistet.“